

Aus der Urschweiz

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **7 (1881)**

Heft 29

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-240696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Konsortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. VII. Jahrgang.

ZÜRICH, den 22. Juli 1881.

Nro. 29.

Der „Pädagogische Beobachter“ erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion. Inserate an die Expedition zu adressiren. Abonnementspreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20. Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreispaltene Petitzeile oder deren Raum.

Aus der Urschweiz.

Das Interesse an den Schulzuständen der Innerschweiz ist gegenwärtig — um der Lehrschwesterfrage willen — in vielen pädagogischen Kreisen neuerdings rege geworden. Aber außer den Ergebnissen der Rekrutenprüfungen, die ohnehin ein durchaus mangelhaftes Bild des Schullebens zu bieten vermögen, sind nur wenige zuverlässige Quellen zu finden, mit Hilfe deren wir uns eine genaue Kenntniß der Schulen der Urkantone verschaffen könnten. So lange die Kirche mit ihrer gewaltigen Tatze das Aschenbrödel-Schule umklammert hält, kann man das arme Ding weder genau besehen, noch ihm irgendwie zum fröhlichen Gedeihen verhelfen: die Sonne der Freiheit nur wird ihm Licht und Leben bringen

In hohem Grade interessant und instruktiv ist ein in diesem Frühjahr gedruckt erschiebender Bericht über die Primarschulen des Kantons Obwalden (umfassend das letzte Schuljahr), verfaßt von dem dortigen kantonalen Schulinspektor, Pfarrer J. von Ah in Kerns. Der Bericht ist an den Erziehungs Rath adressirt, im Amtsblatt publizirt und gelangt so nicht nur zu den Behörden und Lehrern, sondern direkt in's Volk. Jede einzelne Schule ist darin einläßlich besprochen; Eindrücke, welche die äußern Verhältnisse wie das innere Leben derselben auf den Bericht-erstatte ausüben, sind mit einer Offenheit dargelegt, die wolthuend absteht gegenüber dem gewöhnlichen offiziellen — die Gedanken verbergenden — Styl solcher Berichte. Unbestreitbar ist dieser Inspektor ein überaus thätiger und in seiner Art schulfreundlicher Mann, der gewiß vielfach anregend wirken mag. Aber seine Auffassung von der Aufgabe der Schule und ihrer Stellung im Leben des Volkes ist nicht eine wahrhaft ideale, sondern eine schrecklich «nüchterne». Sie mag wol sehr populär sein — einen tief und weitblickenden und vor Allem einen freidenkenden Schulmann verräth sie nicht. Hören wir einige seiner «bestechenden» Grundsätze:

«Wir haben nur eine Methode, nur ein System, nur einen Gesichtspunkt, nur ein Ziel fest und unverrückt im Auge und dieses Ziel ist das Bedürfniß des Volkes. „Was brucht men i der Schwyz?“ So lernten die jungen Schweizer singen vor hundert Jahren und es liegt in diesem einfachen Worte mehr Sinn und Verstand, als in manchem dickleibigen Buche über Nationalökonomie und Kathedersozialismus. Was braucht das Volk unsere Schulen? Oder: Was kann das Volk von dem Allem brauchen, was seine Kinder in der Schule lernen müssen? So frage ich mich bei jeder Prüfung und bei jedem Heft, das mir in die Hand kommt.»

. . . «Es muß in der Schule aus formalen Gründen Man-

ches gelesen und geschrieben werden, das man später materiell nicht mehr braucht; z. B. bei den Sprachübungen und vielleicht auch bei den Aufsätzen. Ich sehe es zwar auch hier gerne, wenn man bei dem Formalen das Materielle beiziehen könnte und ich meine, das wäre bei etwelchem praktischem Sinne zu machen; indessen will ich nichts über-treiben. Unerbittlich und bitter bin ich nur da, wo ich in den Aufsätzen Angaben finde, wie z. B. «die Natur», «die Entfernung der Erde vom Monde», «über den Fortschritt des Geistes gegen frühere Zeiten» u. s. w. Unerbittlich, wo ich in Rechnungsheften Höhenangaben (sic) und Prozentsteigerungen von Eisenbahnen, Gesellschaftsrechnungen u. s. w. antrefte, kurz: Sachen, von denen mir der kleine Finger sagen kann, die armen Kinder brauchen das ihrer Lebtag nie und diese Aufgaben seien nur von kurz-sichtigen Leuten erfunden worden, um Kindern und Eltern das Lernen und die Schule gründlich und für immer zu verleiden.»

«Ich frage mich also immer zwei Sachen: 1. Was kann ein Kind auf dieser Stufe verstehen, auffassen, bearbeiten und leisten? 2. Und was braucht dieses Kind nicht im praktischen Leben? Kann dieser austretende Schüler fertig lesen und hat er auch denken und das Gelesene verstehen gelernt? Kann er schreiben, was er einst zu schreiben braucht? Kann er rechnen, was im gewöhnlichen Leben gerechnet wird oder gerechnet werden muß? Wenn er als Bürger einst an die Landsgemeinde kommt, versteht er die Ordnung und Verfassung unsers Landes? Weiß er, was da für Aemter besetzt werden müssen in seiner Gemeinde, in unserm Kanton und im schweizerischen Vaterlande? Weiß er, daß es änet den Bergen auch noch Leute gibt, Kantone und Städte, die zwar in fremden Sprachen reden, aber doch zu uns gehören durch alte Bünde? Weiß er etwas von der Geschichte unsers Landes und wer da einst gehauset und gewohnt in unsern Bergen und wie die Alten manchen sauren Tag gehabt, bis der Boden ihnen Brod gab und das Land ihr Eigen war, frei und eigen für immer?»

«. . . Wenn die Kinder mehr lernen, als sie brauchen, so tragen sie daran nicht schwer, so sagt man; sie freilich tragen nicht schwer an dem leichten Flitterzeug vermeintlicher Bildung; aber Andere tragen sehr schwer daran; diese Halbwisserei will sich nicht mehr befriedigen mit der Last der täglichen Arbeit und eines bescheidenen Verdienstes, — sie will höher hinauf, sie will wenigstens helfen die Welt regieren und worüber die größten Denker des Alterthums nach jahrelangem Forschen und Suchen nur einige abgerissene Sätze hinterlassen, davon bringen die jungen Leute der neuen Zeit ganze Systeme von Verfassung und Verwaltung gleich fertig auf den Markt. Es geht dann

aber auch darnach in der Welt und Andere haben daran sehr schwer zu tragen an diesem ewigen Wühlen und Sichvordrängen unreifer Köpfe.»

Die letzten Sätze charakterisiren den Geist, in dem der Bericht geschrieben ist, zur Genüge. Sie lassen aber auch einen Schluß ziehen auf die Qualität der Methode, in der an weitaus den meisten Schulen gearbeitet wird, resp. gearbeitet werden muß. Das sogen. «praktische Bedürfnis» ist der Leitstern und Zielpunkt der Schularbeit und das führt unwillkürlich dazu, daß die Einübung der «Fertigkeiten» und ein schablonenmäßiges Schaffen in den Vordergrund gestellt werden.

Ueber die Schulfinanzen enthält die Schrift sehr genaue Mittheilungen, von denen wir folgende notiren: Obwalden mit seinen 37 Primarschulen und 1875 Schülkindern besitzt in sieben Gemeinden einen Schulfond von 214,124 Franken. Das trifft auf jedes Schülkind ein Betrag von 114 Fr., was einem Jahreszins von Fr. 5. 65 gleichkommt. Der Kanton verwendet aber durchschnittlich Fr. 14. 95 auf jedes Schülkind jährlich; die Schulfonde reichen also zur Bestreitung der Auslagen nicht hin. Im Berichtsjahr sind sie um die schöne Summe von 38,182 Fr. gewachsen; diese Vermehrung rührt größtentheils von den nach Gesetz zu kapitalisirenden Wirthschaftstaxen her. Die Ersparnißkassengesellschaft Obwalden hat die Summe von 10,500 Fr. an die Schulfonde der Gemeinden vertheilt.

Anlässlich der Berichterstattung über die Besoldung des Lehrpersonals bemerkt der Schulinspektor: «Das Volk hört und liest es gerne, wenn im Schulbericht Schulen, Lehrer und Kinder tüchtig durchgenommen werden. Nun wollen wir aber auch einmal mit dem Volke dieser Gemeinden ein Wort reden; der Schulinspektor ist es seinen lieben Mitarbeitern, den Lehrern und Lehrerinnen schuldig vor Gott und der Welt, daß er für die ermüdende und aufreibende Arbeit der Schule im Namen der Lehrer und Lehrerinnen auch einen anständigen Lohn fordere. Es hat mir in der Seele weh gethan, Besoldungen zu finden von Fr. 250 bis 350 für Ganzjahrschulen, wahre Knechtenlöhne, wie für Handarbeit und Tagelöhner und nicht für das schöne und edle Werk der Jugenderziehung. Das verstößt gegen den ausdrücklichen Wortlaut unsers kantonalen Schulgesetzes, welches in Art. 28 deutlich bestimmt, eine Lehrerin bezieht 400 Fr. und ein Lehrer 800 Fr. (als Minimum).

20 von 37 Lehrkräften beziehen — nach der Tabelle — weniger als 500 Fr. und bloß 5 erhalten 1000 Fr. und darüber. Die höchste Besoldung beträgt 1460 Fr. — «Drei ehrw. Klosterfrauen in Sarnen halten ihre Schule umsonst, das heißt um Gottes willen.»

Die Durchschnittsbesoldung stellt sich auf 579 Fr., 24 Lehrkräfte bleiben unter diesem Durchschnitt und nur 8 überschreiten denselben.

(Schluß folgt.)

Ein Geschichtsbild.

(Aus „Neue Badische Schulzeitung“.)

Karl der Große übergab seinen Sohn Ludwig den Mönchen in Aquitanien zur Ausbildung, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, daß sie ihn zu einem frommen, wissenschaftlich gebildeten, thatkräftigen Regenten heranziehen sollen. Das römische Interesse aber stellte sich die Frage; Wie muß der künftige Kaiser erzogen werden, um die bisherigen Errungenschaften der Kirche für die Zukunft sicher zu stellen? Ein willensstarker, thatkräftiger Regent, der die staatlichen, hierarchischen und religiösen Ansprüche zu unterscheiden wußte, konnte den römischen Herrschaftsgelüsten gefährlich werden. So war es unstreitig besser, Ludwig zu einem Frömmler, einem charakterlosen Schwächling zu erziehen, der, aller persönlichen Selbstän-

digkeit bar, dem Rathe seines Beichtvaters blindlings zu folgen sich angewöhnte. Und das muß man nun jenen Mönchen gelten lassen: sie haben in Ludwig ein wahres Meisterwerk ihrer Erziehungskunst geliefert, — allerdings nicht im Sinne Karls des Großen. Schon mit 16 Jahren Alters hatte Ludwig unter den Augen seiner frommen Lehrer einen Hof von Buhlerinnen um sich, ganz nach dem Vorbild der merovingischen Könige. Vater Karl, der auf diesem Gebiet kein Fremdling war, mußte den Sohn, bevor er 20 Jahre alt war, verheiraten, damit der Skandal etwas eingeschränkt werde. Als Ludwig dann zur Regierung kam, war er infolge seiner ausschweifenden Vergangenheit körperlich und geistig entkräftet, gebrochen, ohne eigenen Halt, folgsam dem Worte des ihn leitenden Beichtvaters. Kaiser Karl hatte sterbend, wol voller Erkenntniß der begangenen Erziehungsmaßgriffe, den Thronfolger aufgefordert, sich nicht vom Papste krönen zu lassen, sondern sich die Krone selbst aufzusetzen. Er that's. Bald aber regt der Beichtvater Gewissensbedenken an. Der Papst hilft mit dem Vorhalt nach, daß Ludwig ohne römische Salbung und Krönung kein Recht besitze, sich «römischer Kaiser» zu nennen. Die väterliche Mahnung hintansetzend, nimmt sich der Sohn die Krone vom Haupt, um sie vom Papste sich wieder aufsetzen zu lassen. Zum Danke hiefür verschenkt Ludwig an die Geistlichkeit den größten Theil der Kammergüter. Alljährlich tritt er, niemals unter zehn, manchmal über 20 Ländereien an Kirchen und Klöster ab, enthebt diese von der Heeresfolge und der kaiserlichen Steuer und schafft dermaßen einen Staat im Staate. Bei seiner Charakterschwäche wechseln vorschneller Zorn und nachhaltige Aengstlichkeit. Sein Mönchssinn macht ihn unfähig, Welt- und allgemeine Menschenangelegenheiten zu verstehen. So sinkt er immer mehr in der öffentlichen Achtung und verliert die letzte Spur derselben, als er zweimal vor der Versammlung geistlicher und weltlicher Würdenträger im Armensünderhemd erscheint, in öffentlicher Beichte sich zu Verbrechen bekennt, die er unmöglich in ihrer Vollzahl hatte begehen können, und die Geistlichkeit um die Gnade einer kirchlichen Buße anfleht. Auf das Geheiß seiner Erzieher verübt er blutige Greuelthaten und empfängt allwöchentliche Absolution; knüpft an aller Art Gewissenslosigkeiten tägliche Andachtsübungen; sein Seelenheil will er sich durch blinden Gehorsam an die kirchlichen Führer erkaufen. So legt er die kaiserliche Machtfülle auf den Altar der hierarchischen Herrschsucht und fällt dieser schließlich persönlich zum Opfer. Der Papst verbindet sich mit Ludwigs Söhnen und hilft den Vater vom Throne stürzen. Seine Peiniger haben ihn indeß mit dem Beinamen «der Fromme» ausgezeichnet — ein sprechendes Beispiel dafür, was die Kirche oder deren Priesterschaft mitunter mit diesem Ausdruck verstand und wol auch heute noch versteht.

Zur „Lehrerinnenfrage“.

Die „Erziehungsblätter“ (Milwaukee) beleuchten diese Frage folgendermaßen:

Als 1861 Hunderttausende von Männern der Union in den Bürgerkrieg zogen, waren darunter auch Tausende von Lehrern. Der Schulunterricht sollte dennoch fortgesetzt werden. Was war natürlich, als daß man zu weiblichen Lehrkräften seine Zuflucht nahm? Die schönere Hälfte der Nation ergriff diese Gelegenheit ohne Zögern. Mehr Bewerberinnen als nöthig waren, drängten sich herbei. Die Folge war dieselbe, wie bei jedem Uebermaß des Angebotes gegenüber der Nachfrage: Verringerung des Honorars! Der Krieg ging zu Ende, die frühern Lehrer kamen wieder nach Hause. Warum verdrängten sie die Konkurrentinnen nicht? Die Schulbehörden erklärten: Die Lehrerinnen haben sich bewährt; zudem arbeiten sie ja wolfeiler! — Mithin blieben sie in Amt und Stellung. Gleichzeitig entwickelte sich mit dem Friedensschlusse ein Aufschwung aller Geschäftsverhältnisse, der es selbst dem „kleinen Mann“, also